
Gelegenheiten

Als deutscher Autor in den USA

Es begann mit dem VS; aber als ich Anfang 1975 als Repräsentant der westdeutschen Schriftsteller erstmals in die USA flog, konnte ich beim besten Willen nicht ahnen, daß mir Nordamerika bald zur zweiten Heimat werden würde.

Doch immer der Reihe nach. In diesem Aufsatz will ich versuchen, meine persönlichen Erfahrungen als deutscher Autor in der Neuen Welt mit spezifischen Kenntnissen zu verknüpfen, wie ich sie als naher Beobachter der US-Szene gewinnen konnte. Dabei geht es um deutsch-amerikanischen Kulturaustausch wie auch um Literatur und Literaten der Vereinigten Staaten, vor allem in Bezug auf die Situation der akademischen Schreibschulen (»Creative Writing«), es geht um die Behandlung moderner deutscher Belletristik an den Universitäten, und nebenbei will ich nicht von meinen eigenen Einschätzungen, Möglichkeiten und Erwartungen schweigen.

Anfang Januar 75 überfiel mich in meiner Wohnung am Berliner Savignyplatz die damalige VS-Geschäftsführerin Ursula Bräuning telefonisch mit der Frage, ob ich Zeit hätte, eine Woche später nach New York zu fliegen; dort veranstalteten Auswärtiges Amt, US State Department und Ford Foundation eine Konferenz zum Thema »Deutsch-amerikanische Kulturbeziehungen«. Leider sei der eigentlich vorgesehene Helmut Braem erkrankt, Bingle könne auch nicht, und weder Poethen noch Weyrauch noch Lattmann – also bliebe nur ich, das »Nesthäkchen« des Bundesvorstandes.

Ich hatte Zeit, und so flog ich zur Harrison-House-Konferenz in Glen Cove, Long Island. Sie dauerte zwei Tage. Je etwa fünfzehn deutsche und amerikanische »Kulturvertreter« machten klingende Vorschläge, wie man den Kulturgutaus-tausch bilateral verbessern könnte (siehe meinen Artikel darüber in DOKUMENTE 2/75). Dann flog man wieder nach Hause und kochte auf kleiner Flamme sein eigenes Süppchen oder ließ den Ofen ausgehen.

Ich hatte auch gesprochen und synchronübersetzt gefordert, wenn den Verantwortlichen wirklich an einer Verbesserung des Kulturklimas zwischen Bundesrepublik und Vereinigten Staaten gelegen sei, dann solle man mal nicht nur große Namen von Goethe-Institut zu Goethe-Institut und von Universität zu Universität vermakeln, sondern jungen Autoren die Möglichkeit geben, selbst Eindrücke von dem zu gewinnen, wovon sie sonst oft nur Abziehbilder voller Vorurteile hätten – Abziehbilder nämlich zwischen dem von Schulbüchern und offizieller Propaganda gezeichneten Ideal der USA als Inbegriff der Freiheit und Demokratie, an das wir vor Vietnam gerne geglaubt hätten, und dem Schreckgespenst des imperialistischen Molochs der Napalmbomben, der Rassendiskriminierung und der Monopole, das uns seit der Studentenbewegung noch genügend im Nacken säße.

Unverbindlicher Beifall war mir gewiß; was aber wäre geschehen, hätte nicht einer der Applaudierenden, Peter Ruof von der Ford Foundation, nachher in der Bar darauf bestanden, er wolle Nägel mit Köpfen machen?

Und wir machten sie tatsächlich – eine für mich phantastische Erfahrung, was Initiative, Durchsetzungswille und Beharrungsvermögen schaffen können. Nach der Konferenz, während der Woche, die ich privat in New York verbrachte, stellte mir Ruof seinen Freund Wolfgang Sannwald vor, Zeitschriftenverleger und Präsident der Carl Duisberg Society, und zu dritt planten wir das Projekt und führten es schließlich aus. Wir saßen State Department und Auswärtigem Amt im Nacken, nahmen sie beim Wort: Kulturaustausch! Gelder wurden bewilligt, Autorenlisten erstellt, zwölf sollten es sein,

zuerst alle unter dreißig, dann setzten wir die Grenze bei Jahrgang 40 fest. Wegen finanzieller Probleme mußte der Termin einmal verschoben werden, Kollegen sagten ab, noch in letzter Minute Günter Wallraff, weil er Spinola dicht auf den Fersen war. Doch endlich, ein Jahr nach der Harrison-House-Konferenz, im Januar 1976, flog zum erstenmal seit den Auftritten der Gruppe 47 in Princeton im Jahr 66 wieder eine westdeutsche Schriftstellergruppe nach den USA – und zwar keine Böll und Grass und Lenz, sondern Leute, die nicht – oder noch nicht – auf Bestsellerwogen schwammen: Heike Doutiné, Ludwig Fels, Frank Grützbach, Katrine von Hutten, Renke Korn, Ursula Krechel, Günther Müller, Elisabeth Plessen, Johannes Schenk, Friedel Thiekötter, Guntram Vesper und ich. Einen Bericht dieser Reise, die uns in 24 Tagen über New York, Washington, Boston und Chicago führte, uns in Verbindung brachte mit Universitäten und Künstlern, Untergrund- und Ausgekkultur, Industrie und Gewerkschaften, Straßen- und Landleben, habe ich in der Zeitschrift DOKUMENTE (Nr. 4/76) veröffentlicht, und literarische Früchte finden sich in den seitdem entstandenen Werken fast aller Kolleginnen und Kollegen, die dabei waren.

Es war ein Abenteuer, aufregend, wie ich es heute, nach Jahren in Amerika, Jahren der Gewöhnung an Kreditkarten und Gigantik, an Holzhäuser und undeutsche Höflichkeit, kaum noch nachvollziehen kann. Wie wichtig der Einfluß dieser Reise eben via die daraus entstandenen und davon beeinflussten literarischen Werke auf die Haltung der jungen deutschen Intellektuellen der Nach-Vietnam-Ara war und ist, wird sich wohl erst in der Zukunft analysieren lassen.

Ein Phänomen, das bei vielen von uns auftauchte und bei einigen wochen-, ja monate- oder gar jahrelang anhielt, war eine Art USA-Sucht, die Begierde, wiederzukehren dorthin, wo sich die Phantasie in Größe und Weite verlieren kann, wo sie aber auch zwischen Anarchie und Ordnung, Brutalität und Freundlichkeit extrem gefordert wird, wo einem das Fremde irgendwie bekannt vorkommt und das Bekannte ir-

gendwie fremd scheint.

Hier ist nicht der Ort, um im einzelnen die Kette der Zufälle zu schildern, die mich seit 1976 immer mehr an die USA band – so sehr, daß ich seitdem quasi als Besucher nach Europa komme. Jedenfalls schickte mich die westdeutsche Fulbright-Kommission am 1. September jenes Jahres nach Iowa City, eine ca. 400 km westlich von Chicago, nahe dem Mississippi, also im sogenannten Mittleren Westen gelegene Kleinstadt mit einer großen Universität.

Diese Uni, die University of Iowa, beherbergt zwei bemerkenswerte Institutionen: das erste Creative Writing Department der USA, die Geburtsstätte also der amerikanischen Schreibschulen mit akademischer Reputation und heute noch eine der reputierlichsten, und das wohl auf der Welt einzigartige International Writing Program, dessen Gast ich für vier Monate sein sollte (als vierter Deutscher nach Hans Christoph Buch, Nicolas Born und Alf Poss in vorhergehenden Jahren). Beide entstanden aus der Verquickung von Privatinteresse und Hilfsbereitschaft eines Mannes: des von einer nahegelegenen Farm stammenden Schriftstellers und Literaturprofessors Paul Engle. Er, der Bauernsohn und Selfmademan, nach seinem ersten Buch um 1930 eine der großen jungen, doch dann wieder verlorenen Hoffnungen der amerikanischen Literatur, glaubte, literarische Kreativität ließe sich formen, schulen, trainieren, und Ende der dreißiger Jahre setzte er sich damit in Iowa City durch – ein bahnbrechendes Ereignis. Heute hat fast jede Universität, jedes College ein literarisches Äquivalent zu Kunstakademien und Musikhochschulen, und an vielen kann man im Fach Creative Writing einen akademischen Abschluß erreichen, ja sogar promovieren – wobei dann etwa ein Roman als Dissertation akzeptiert wird. In den Superinstituten wie Iowa oder Columbia University studiert man nicht mal mehr schlicht »kreatives Schreiben«, sondern spezialisiert sich von Anfang an auf Drama, Prosa oder Lyrik.

Mitte der sechziger Jahre überwarf sich Engle mit den nachrückenden jungen Kollegen in seinem Department. Er

trat von seinem Posten als Direktor zurück und setzte, gemeinsam mit seiner chinesischen Frau Hualing Nieh, seinen Ärger produktiv um. Zunächst überwiegend mit privaten Geldern von Stiftungen und Gönnern, später immer mehr mit Unterstützungen aus öffentlicher Hand betrieb und betreibt er das International Writing Program. In jedem Herbst kommen dabei zwanzig bis dreißig Autoren aus nahezu ebenso vielen Ländern zusammen, die meisten aus der Dritten Welt, Asien, Afrika, Südamerika, einige Osteuropäer, wenige Westeuropäer (ich war 76 neben einem Isländer der einzige). Eigentliche Forderungen sind damit nicht verbunden; man erwartet aber von den Teilnehmern, daß sie miteinander reden, diskutieren, Kontakt halten, sich verstehen lernen und in wöchentlichen Seminaren wechselseitig ihre eigene oder die Literatur ihres Landes vorstellen; Studenten des Translation Workshop, einer eigenen Unterabteilung des Creative Writing Department, erhalten so Gelegenheit, sich in direkter Zusammenarbeit mit Autoren und gegebenenfalls Interlinearübersetzern (gewöhnlich Studenten aus Sprachabteilungen) zu üben.

Mir gefiel Iowa City. Nach den früheren hektischen USA-Aufenthalten vornehmlich in Metropolen könnte ich mich endlich umschauen, hatte Zeit für das Land und die Leute, Zeit für lange Gespräche mit meinen neuen Freunden aus Soweto und Hongkong, Tokio und Ankara, Papua-Neuguinea und Reykjavik, Belgrad und Kairo, Djakarta und Lagos, Bogotá und Budapest, Warschau und Kalkutta... und Zeit zum Arbeiten. Für eine wenn auch begrenzte Zeit war der Druck weg, daß ich mir meine Brötchen bei Funk und Zeitungen verdienen mußte, ich konnte mich auf für mich Wesentlicheres, auf meine literarische Arbeit konzentrieren.

Interessant war der mangelhafte Kontakt zwischen uns internationalen, professionellen Autoren und den schreibenden Studenten (bzw. noch studierenden künftigen Saul Bellows und Emily Dickinsons). Sie scheuten vor uns zurück, nur wenige besuchten unsere Seminare. Manifestierte sich hier der Hochmut, bereits, jedoch noch unerkannt, Emily Dickinson

und Saul Bellow zu sein, oder die Angst vor der Zerstörung des heimlichen Selbstmythos in der Konfrontation mit »Profis«, die nicht ins Raster des amerikanischen Literaturbetriebs paßten?

Apropos amerikanischer Literaturbetrieb: Auch er ist, wie die Unterabteilungen der Schreibwerkstatt von Iowa (»Writers' Workshop« ist tatsächlich die offizielle Bezeichnung dort), mehr oder minder strikt getrennt nach Arbeitsgebieten: Drama, Prosa, Lyrik. Übergänge dazwischen sind nicht fließend wie in Deutschland, sondern sporadisch. Und innerhalb dieser Gebiete halten wiederum verschiedene Gruppen ihr eigenes – ästhetisch und/oder politisch definiertes und motiviertes – Terrain, vor allem in der Lyrik. So haben Westcoast- und Eastcoastpoeten nur selten Gemeinsamkeiten, bekämpfen einander jedoch kaum, ganz einfach weil sie sich gegenseitig gar nicht wahrnehmen. Auf prominente Namen zugespitzt könnte man sagen, Lawrence Ferlinghetti (Westcoast) und John Ashbery (Eastcoast) haben nicht mehr miteinander gemein als die Sprache, und die nur insofern, als ja auch irische und australische Dichter sich englisch ausdrücken.

Daneben bestehen andere Gruppen, regionale wie Pacific Northwest, schreibschulenvernabelte wie Iowa, nicht zu vergessen die Dichter ethnischer Minderheiten; sie alle publizieren für sich, in ihren eigenen Verlagen und Magazinen, und finden sich höchstens zusammen auf den Büchertischen des Gotham Bookstore in New Yorks Siebenundvierzigster Straße. Die Weite des Landes, die Verstreutheit einer Bevölkerung von über zweihundert Millionen Menschen, die Entfernungen, das Fehlen eines kulturellen Zentrums (New York sieht ja nur aus kurzsichtiger europäischer Perspektive so aus) und der Elitismus guter Colleges und Universitäten begünstigen natürlich den isolationistischen Trend von Kirchturmpoetologien in geographischen, ästhetischen, politischen oder ethnischen Sprengeln. Hier liegen ebenfalls wesentliche Gründe dafür, daß es in den USA keine übergreifende Schriftstellerorganisation gibt, von einer gewerkschaft-

lichen wie dem VS gar nicht erst zu reden – und den PEN-Club kann man wohl nicht zählen. Durch ihre enge Verknüpfung mit dem Showgeschäft haben es lediglich die Stücker-schreiber fertiggebracht, sich in der »Dramatists' Guild« zu organisieren und u. a. auch für bessere Honorar- und Ver-tragsbedingungen zu kämpfen. Allerdings scheint sich in den letzten Jahren einiges zu wandeln, und zwar mit finanzkräf-tiger Hilfe aus öffentlicher Hand. Das National Endowment of the Arts in Washington und der New Yorker Arts Council ermöglichen die Nonprofit-Korporation »Poets & Writers«, an deren Informations- und Vermittlungsservice jeder belle-tristische Autor teilhaben kann, der ähnliche Bedingungen erfüllt, wie sie zur Aufnahme in den Verband deutscher Schriftsteller bestehen. Der Erfolg von »Poets & Writers« be-weist, daß auch in den USA ein Bedürfnis der Schriftsteller nach besserer Kommunikation untereinander, nach mehr Infor-mation, nach Rat und Beistand im Verlags- und Agen-tenschungel besteht; ob sich daraus einmal so etwas wie eine »Union« bilden kann, bleibt abzuwarten.

Von Anfang an beeindruckte mich übrigens die andere Struktur, das unterschiedliche System des amerikanischen Li-teraturmarktes, und ich kann mich bis heute nicht entschei-den, ob positiv oder negativ. So behält man in der Regel das Copyright an einem Werk für sich, läßt es unter dem eigenen Namen im Copyrightbüro der Kongreßbibliothek in Wa-shington registrieren, überträgt dann aber die Vergabe der Nutzungsrechte an eine Agentur (die es für junge, unbekann-te Autoren erst mal zu finden gilt). Diese Agentur versucht die Rechte dann gegen einen Erfolgsanteil von 10-15 Pro-zent separat zu verkaufen, also Hardcover an den einen, Pa-perback eventuell an einen anderen Verlag, Zeitschriftenab-drucke, Verfilmungen usw. – wobei der Buchverleger mit diesen in deutschen Verlagsverträgen euphemistisch Neben-rechte genannten Nutzungen nichts mehr zu tun hat. Inso-fern steht sich der amerikanische Autor auch ohne Gewerk-schaft besser als der deutsche, wozu noch kommt, daß sich die amerikanischen Agenturen mehr um Nutzungen über den

bloßen Druck eines Buches hinaus kümmern, denn das ist ja ihre Existenzgrundlage, also effektiver und billiger für den Autor arbeiten, als es normalerweise deutsche Verlage tun. Das Problem, der negative Aspekt, besteht jedoch darin, daß viele dieser Agenturen weniger an literarischer Qualität als an kommerziellem Gewinn interessiert sind und junge Auto-ren mit anspruchsvollen Texten bei ihnen nur geringe Chan-cen haben.

Das war eine Frage, die mich von Anfang an interessierte: Wie und wovon leben dort Schriftsteller, die es nicht zum Bestseller gebracht oder sich als Schreibkraft an Werbung und kommerzielles Fernsehen verkauft haben? Ehrenwerte Verdienstmöglichkeiten beim Rundfunk gibt es so gut wie keine, und auch von gelegentlichen Förderpreisen des Natio-nal Endowment of the Arts oder Arbeitsstipendien des Arts Council im jeweiligen Heimatstaat kann man, so man das Glück hat, sie zu erhalten, höchstens befristet knabbern.

An dieser Stelle kehre ich von meinem Exkurs zurück zum Creative Writing. Creative Writing als akademisches Lehr-fach hat neben seiner Aufgabe, junge Leute mit kompositori-schem Schreiben vertraut zu machen und/oder (je nach An-spruch der Universität) Nachwuchsautoren Anleitungen zu geben, Spielwiese und Diskussionsfeld zu sein, nämlich auch die Funktion, Hunderte von bereits anerkannten, aber nicht lukrativ genug produzierenden Literaten durch Professoren-gehälter zu ernähren. Das meine ich keineswegs ironisch, sondern ich finde diese Einrichtung durchaus nachahmens-wert, solange nicht deutsche Gründlichkeit ein Verbeam-tungsproblem mit Promotions- und Habilitationsanforderun-gen daraus machen würde und man sich nicht einbildet, auch die Kreativität ließe sich lehren.

Diese Kenntnisse und Einschätzungen bildeten sich bei mir nicht nur in den vier Monaten Iowa – die gingen allzu schnell vorüber. Vielmehr erhielt ich in den folgenden Jahren Gelegenheit, auch an anderen Universitäten und in anderen Bereichen tiefere Einblicke zu gewinnen.

Unverhofft und ohne mein Zutun (ich schwör's!) lud

mich, während ich noch in Iowa war, die University of Texas in Austin ein, das Winter-/Frühjahrssemester 1977 als Gastdozent in ihrer deutschen Abteilung zu verbringen. Unter der Leitung des Professors A. Leslie Willson, Chefredakteurs der einzigartigen Zeitschrift DIMENSION (sie stellt deutsche Gegenwartsliteratur im Original, oft in Erstveröffentlichungen, und gleichzeitig ins Englische übertragen vor), lädt dieses German Department an einer der größten amerikanischen Staatsuniversitäten seit über einem Dutzend Jahren für jedes Semester einen deutschen (oder österreichischen oder Schweizer) Autor ein, mit Studenten sein eigenes Werk und spezifische Probleme der deutschen Literatur nach eigener Wahl zu diskutieren. Als die Einladung kam, war Biermann gerade aus der DDR ausgebürgert worden, und so entschloß ich mich, in Austin ein Seminar über junge ostdeutsche Autoren (Biermann, Schlesinger, Jurek Becker etc.) abzuhalten.

Es würde hier zu weit führen, näher auf dieses Seminar mit einer zwar kleinen, doch interessierten Gruppe von Studenten, die meisten von ihnen Doktoranden, einzugehen. Für mich als Autor waren neben einem Kolloquium, in dem ich alle vierzehn Tage eigene Arbeiten diskutierte, vor allem die Begegnungen mit den Menschen und der Landschaft, mit der oft gleichzeitig offenerherzigen und provinziellen texanischen Mentalität wichtig. Kinderträume wurden wahr, in voller Cowboymontur mit geladenem Colt und Rifle am Sattel ritt ich Pazifist stunden-, ja tagelang auf der elterlichen Ranch eines meiner Studenten herum, ich spürte Texasdeutschen nach, deren Vorfahren nach dem Scheitern der 1848er Revolution vor den preußischen Häschern ins ferne Amerika flohen, neue literarische Projekte entstanden aus der Berührung mit der fremden Welt...

Das German Department, dessen Gastfreundschaft ich genoß, enttäuschte mich allerdings etwas – eine Enttäuschung, die ich mit manchen Kollegen, die vor mir und nach mir dort waren, teile. Außer einigen wenigen (Willson natürlich, Christopher Middleton und zwei, drei anderen) interessierte sich keiner der zwei Dutzend Professoren für moderne Literatur,

weder im Unterricht noch privat. Und bei den Assistenten war die Situation nicht besser. Ähnliche Erfahrungen hatte ich zwar schon in Iowa bei Stippvisiten in der dortigen deutschen Abteilung gemacht und auch auf der Reise der Zwölf ein Jahr zuvor in Chicago, Washington und Boston, erwartete sie jedoch nicht in Austin, dessen German Department zu den führenden der USA gezählt wird. Vielleicht aber ist diese Enttäuschung ungerecht, denn es gibt ja immerhin einige Dozenten, die sich mit heutigen literarischen Tendenzen beschäftigen, und entspringt mein Verlangen, jeder, der deutsche Literatur lehrt, solle auch die gegenwärtigen Entwicklungen beobachten und Wolfram von Eschenbach oder Grimmelshausen und gar Gleim dazu in Beziehung setzen, nicht verletzter Eitelkeit des Zeitgenossen?

Austin ist schon eine Ausnahme, erhebt sich turmhoch über die allgemeine Mittelmäßigkeit – obwohl ich einige positive Überraschungen gerade dort erlebte, wo ich sie am wenigsten erwartete, so an der University of Wyoming in Laramie, wo das Interesse der Studenten verblüffend war. Als eine noch größere Ausnahme sollte sich dann allerdings der Ort herausstellen, wohin es mich ab Sommer 77 verschlug: Oberlin im Staat Ohio, 20 km südlich vom Eriesee und 60 km westlich vom amerikanischen Alptraum Cleveland.

Die liebenswürdige Komödie hier nachzuerzählen, die mich nach Oberlin brachte und in der neben Leslie Willson auch Max von der Grün eine tragende Rolle spielte, würde hier zu weit führen; jedenfalls fand ich mich im September 1977, nach einer ausgedehnten Campingtour durch den Westen der Vereinigten Staaten und einigen Besuchswochen in Deutschland, als »Visiting Associate Professor of German« am Oberlin College wieder. Also nicht mehr »writer-in-residence«, sondern richtiger Unterricht, Kurse, Seminare: Vom Sturm und Drang zur Romantik; Naturalismus und Expressionismus; The Modern German Novel in Translation, usw., neun Stunden wöchentlich, Vorbereitungen, Studentenaufsätze und -referate zensieren, Sprechstunden abhalten... Zum erstenmal ging ich einer, wie es so bezeichnend heißt,

geregelten Arbeit nach und war gespannt, wie die damit notwendigerweise verbundene Reglementierung meines Lebensstils auf mich wirken würde. Zu meiner eigenen Überraschung empfand ich sie aber nicht als Einschränkung, und um zu erklären, warum nicht, muß ich etwas weiter ausholen:

Das amerikanische Universitätssystem als Ganzes ist nicht genormt und staatlich durchkontrolliert wie das deutsche, sondern wahrhaft pluralistisch. Neben den Staatsuniversitäten gibt es zahlreiche private verschiedenster weltanschaulicher und politischer Grundeinstellung, auf denen das Studium zwar meist recht teuer ist, jedoch bei begabten Studenten ohne reiche Eltern durch Stipendien finanziert werden kann. Oberlin, vor hundertundfünfzig Jahren von Anhängern des pietistischen elsässischen Pfarrers gleichen Namens, der uns vor allem durch Büchners »Lenz« im Gedächtnis sitzt, gegründet, steht heute mit an der Spitze der amerikanischen Colleges, und zwar sowohl was Leistung und Ansehen als auch was Liberalität und innere Demokratie angeht. Um 1830 war es die erste Bildungsanstalt, die Frauen und Schwarze gleichberechtigt studieren ließ, und heute haben die Studenten nicht nur ein so weites Mitspracherecht in akademischen Belangen, daß ihre deutschen Kommilitonen davon kaum zu träumen wagen, sondern volles Selbstbestimmungsrecht in allen sie betreffenden administrativen Dingen. Das funktioniert hervorragend, genau wie die basisdemokratischen Entscheidungsmechanismen bei den Professoren. So wurden mir nie Vorschriften gemacht, weder über das Wie noch über das Was meiner Unterrichtsstunden – selbst der Zeitverteilungsplan wurde kollegial abgestimmt. Eine berufsverbotsvergiftete Atmosphäre wäre dort unvorstellbar, unvorstellbar auch, daß man sich zweimal überlegt, ob man eine bestimmte Kritik aus Angst vor Repressionen überhaupt äußern soll.

Außerdem bietet Oberlin mit seinen sechstausend Einwohnern und knapp dreitausend Studenten schon wegen des dem College angeschlossenen Konservatoriums ein Kulturpro-

gramm, dessen sich keine Großstadt zu schämen bräuchte und wie man es normalerweise in amerikanischen Städten mit der fünfzigfachen Bevölkerungszahl nicht findet: Konzerte, Theater, Filme . . . An den meisten Abenden während der Semester konkurrieren mehrere Veranstaltungen miteinander.

Auch an literarischen Gesprächsmöglichkeiten mangelte es mir in den zwei Jahren, die ich dort verbrachte, nie. Da waren – neben meiner Frau, der Schriftstellerin Rita Dove, die ich in Iowa kennengelernt hatte – meine Freunde und Kollegen im Department: Richard Zipser, der seine aufschluß- und umfangreichen Interviews mit so gut wie allen DDR-Autoren der Siebziger 1980 als Buch veröffentlichen wird; Sidney Rosenfeld, mit seiner Frau Stella amerikanischer Übersetzer von Jean Amery; Peter Spycher, Schweizer mit amerikanischem Paß und Haßlieben zu Hesse und Dürrenmatt . . . Da waren der Creative-Writing-Professor Stuart Friebert, der auch Gedichte auf deutsch schreibt und in Deutschland veröffentlicht, und seine Frau, die Romanautorin Diane Vreuls, und andere Literaten und Literaturinteressierte, die in dieser winzigen akademischen und kulturellen Oase inmitten der wüsten Industrielandschaft Nordohios leben.

Dazu kommt, daß das German Department für jedes Frühjahrssemester einen deutschsprachigen Autor als »writer-in-residence« einlädt – ein von der New Yorker Max-Kade-Stiftung gesponsortes und neben Austins Bemühungen um Kontakt zu »lebenden Dichtern« einzigartiges Programm.

1977 war Max von der Grün da, 1978 kam Jurek Becker und 1979 Johannes Schenk, um je dreieinhalb Monate auf dem Campus zu verbringen, ohne Verpflichtungen außer gelegentlichen Kolloquien und in der Erwartung, daß sich Kontakte zu den Studenten ergeben. Jurek Becker hatte Anfangs Schwierigkeiten, litt wohl unter einem verständlichen »culture shock« (er hatte gerade die DDR verlassen), dem er zu entfliehen suchte, indem er ihn falsch überspielte. Johannes Schenk dagegen ließ sich von Anfang an wohlig in die

Freundlichkeit und Aufgeschlossenheit der Studenten und Professoren fallen, wurde begeistert aufgefangen und dann die ganze Zeit auf dem Schild getragen.

Die Studenten in Oberlin sind nicht durch Namen zu beeindrucken, davon abgesehen, daß ihnen deutsche Prominenz nichts bedeutet. Wer seine Autoreneitelkeit gestreichelt haben möchte, wird nicht ohne Verletzungen davonkommen. Auf der anderen Seite hat mich an den amerikanischen Studenten etwas beeindruckt, was sich positiv von deutschen Verhaltensweisen unterscheidet, und zwar nicht nur in Oberlin, sondern eigentlich überall, in Iowa, Texas, Wyoming, Tennessee, Idaho: die Fähigkeit, zuzuhören, sich Argumente, auch wenn man sie nicht akzeptiert, zunächst einmal darlegen zu lassen, freundlich nachzufragen, höflich zu widersprechen – und sich selbst bei stärksten Meinungsverschiedenheiten nicht haßvoll und häßlich zu ereifern. Ausnahmen bestätigen hier natürlich wie üblich die Regel.

Überhaupt habe ich grundsätzlich immer und überall eine Freundlichkeit und Aufgeschlossenheit von Individuum zu Individuum erlebt, auch eine Vorurteilslosigkeit und Gesprächsbereitschaft gegenüber mir, dem Ausländer, daß mich bei jeder Rückkehr nach Deutschland die hiesige Verbissenheit und Selbstgerechtigkeitspsychose mehr und mehr irritiert – und das trotz der nicht zu leugnenden anderen Seite der Medaille des American way of life, trotz aller Bigotterie, unpolitischem Egoismus, patriotischer Beschränktheit. Politverbrecher, brutale Machtzeloten, gewissenlose Demagogen und auch ein gewisses Potential an Rassisten, Faschisten und Totalitaristen gibt es überall, und unter bestimmten Bedingungen haben sie Erfolg – auch in den USA, wie Ku-Klux-Klan, McCarthyismus und außenpolitische Ausbeuterei und Polizeianmaßung zeigen. Doch einen mehr oder minder begrenzten Erfolg. Einen totalen Sieg der Niedertracht, wie zum Beispiel in Chile, wie im Stalinismus, wie vor allem in Nazideutschland, kann ich mir dort nicht vorstellen. Selbstverständlich haben wir hier das Recht und die Pflicht, mit den Fingern auf die Verbrechen des Imperialismus wie in

Vietnam zu zeigen, aber mit der anderen Hand sollten wir uns gleichzeitig an die eigene Nase fassen. Immerhin haben die Amerikaner sich selbst von ihrem indochinesischen Unrecht erlöst, ihre eigene Katharsis ermöglicht, was man von den Deutschen nicht behaupten kann.

Johannes Schenks Lebensgefährtin, die Künstlerin Nata-scha Ungeheuer, malte in dem Appartement, das die beiden in Oberlin bewohnten und dessen Tür immer gastfreundlich allen Freunden offenstand (sie hatten ihrer ungezählte), ein Bild, das die ganze Stimmung einfängt: ein naives, märchenhaftes und doch so reales Amerika.

Die Ambivalenz zwischen der immer noch wachen Suche nach Glück und der Flucht vor der Enge einerseits und dem Konservatismus derer, die sich »eingerrichtet« haben, versuchte ich 1978 in meinem ersten zweisprachigen Stück, »Das Naturtheater von Oklahoma« (in Anlehnung an das letzte Kapitel von Kafkas Roman »Amerika«), auf die Oberliner Bühne zu bringen. Und in meinem 1979 geschriebenen und mit Studenten inszenierten zweiten »bilingual play«, »Schurz oder die Streiche der Geschichte« über den 48er Revolutionär und späteren fortschrittlichen amerikanischen Politiker Carl Schurz, forschte ich dann der Geschichte der wahrhaft demokratischen Traditionen in den USA nach, wollte gleichzeitig einen heute leider halbvergessenen Kämpfer für die Gleichberechtigung der Rassen und gegen imperialistische Abenteuer in Erinnerung rufen und bewußt machen, daß auch Deutsche ihren Anteil an Demokratie und Freiheit haben – Deutsche, die daheim von den Potentaten und ihren Häschern vertrieben worden waren.

Diese Produktionen gehören zu den faszinierendsten Erlebnissen, die ich in der (für mich ja immer noch) Neuen Welt hatte. Beide Stücke haben englischsprachige, deutschsprachige und gemischte Rollen, und ich schrieb an ihnen bis jeweils kurz vor den Premieren, schrieb für jeden, der mitspielen wollte, eine Rolle – so daß in »Schurz« schließlich über dreißig Personen mitmachten. Außerdem übte ich mich in Regie und erfolgreicher Chaosbewältigung, wobei der En-

thusiasmus der Studenten unsere unprofessionellen Mängel mehr als aufwog.

Diese Jahre in Amerika waren für mich voller guter Erfahrungen. Daß meine Kreativität als Schriftsteller dort keineswegs verödete, beweist, so hoffe ich, auch mein 1979 erschienener Roman »Die Fesseln der Freiheit«. Neue Begegnungen regten mich an, ich wurde durch keine Lohnschreiberei abgelenkt von meinen literarischen Projekten, und die Distanz, die räumliche wie die mentale, öffnete mir die Augen für manche bis dahin verschleierte Aspekte meiner Vergangenheit und des Lebens überhaupt.

Gelegenheiten. Ich ergriff sie und werde sie weiter ergreifen.

3997

Bernt Engelmann (Hrsg.) · VS vertraulich/Band 4



780



Goldmann

VS

VERTRAULICH

Band 4

Mit Beiträgen von:

H. G. Adler
Robert von Berg
Klaus Birkenhauer
Wolfgang Bittner
Birgit Dankert
Ingeborg Drewitz
Günter Eich
Bernt Engelmann
Peter Feraru

Karlhans Frank
Erich Fried
Hans J. Fröhlich
Sigfrid Gauch
Astrid Gehlhoff-Claes
Margarete Hannsmann
Hans Hermann
Rolf Hochhuth
Lu Kjan
Dieter Lattmann
Gotthold Ephraim
Lessing
Franz-Werner
Mehlfeldt

Stefan Murr
Erasmus Schöfer
Hannes Schwenger
Werner Söllner
Franz Storch
Thaddäus Troll
Fred Viebahn
Jürgen P. Wallmann
Wolfgang Werth
Imma Wick

**Original
ausgabe**

Herausgegeben von Bernt Engelmann